

VIERMAL LEBEN: JÜDISCHES SCHICKSAL IN BLANKENESE 1901 - 1943

Lieber Herr Vizepräsident Schües,
lieber Herr Martin Schmidt,
lieber Peter Schmidt,
meine Damen und Herren,

ich freue mich sehr darüber, dass ich zusammen mit Ihnen die Ausstellung „Viermal Leben. Jüdisches Schicksal in Blankenese“ hier in der Handelskammer eröffnen darf. Ich hatte bereits Gelegenheit, bei der Eröffnung in Blankenese dabei zu sein und bin, wie wohl alle anderen Besucher auch, tief beeindruckt geblieben.

Aus mehreren Gründen ist es gut und wichtig, dass diese eindrucksvolle Ausstellung jetzt im Herzen der Stadt gezeigt wird. Da ist zunächst ihr Konzept, über das aber Peter Schmidt alles Notwendige sagen wird. Da ist der diesem Konzept zugrunde liegende Gedanke: Bedeutung, Vielfalt und Tragik jüdischen Lebens in Hamburg, gerade auch außerhalb des Stadtzentrums an vier Einzelschicksalen deutlich zu machen.

Die Zahlen sind auch für unsere Heimatstadt erschreckend. Zwischen 1941 und 1945 sind mindestens 8.257 Juden aus Hamburg in die Ghettos und dann auch direkt in die Konzentrations- und Vernichtungslager der Nazis geschickt worden, von der Moorweide, der Hartungstraße, der Beneckestraße und der Talmud Thora Schule aus. Von ihnen haben nur 650 überlebt – einer aus dreizehn. Hinter diesen Zahlen aber stecken Menschen. Diese Menschen waren Teil einer zuvor großen und stolzen jüdischen Gemeinschaft, die unserer Stadt sehr, sehr viel geschenkt hatte.

Immer wieder und zu Recht wird an die Beiträge der portugiesischen Juden für die Entwicklung Altonas und Hamburgs, an Salomon Heine, den großen Reeder Albert Ballin, an die große Bankiersfamilie der Warburgs, an den großen Psychologen

Wilhelm Stern, den großen Architekten Martin Haller und den großen Rabbiner Joseph Carlebach erinnert. Und da wir uns schon darum bemühen, das Andenken an Albert Einstein in diesem Jahr zu ehren (hoffentlich wird er dabei gerade in Deutschland nicht zu sehr vereinnahmt!), sollten wir auch daran denken, dass sein Bruder, der Sanitätsrat Dr. Einstein, am Grindelhof gelebt hat. Ich möchte aber an andere erinnern, über die nicht berichtet wird:

- An den Kaufmann Adolf Schlesinger, den Erbauer und ersten Eigentümer unseres Hauses in Harvestehude. Bis 1934 hat er mit einem Partner ein renommiertes Juweliergeschäft am Jungfernstieg 14 betrieben, gleich hier um die Ecke. Für 1935 aber ist im Adressbuch als Mieter die Feurich Keks AG aus München verzeichnet. Adolf Schlesinger war aus seiner Heimatstadt geflüchtet und war in die USA ausgewandert. Andere haben das nicht mehr gekonnt.
- An die Bewohner des Hauses Bornstraße 22, das die Nazis zu einem der so genannten „Judenhäuser“ gemacht hatten. Von dort allein sind unter anderen in den Tod geschickt worden:
 - Der Anstreicher Rolf Laupheimer
 - Die Pflegerin Elisabeth Menke
 - Der Gärtnerlehrling Leopold Schwarzschild
 - Acht Mitglieder der Familie Geistlich
- An Eva Kissinger, eine Tante von Henry Kissinger. Sie war Lehrerin und ist am 11.7.1942 von der Hartungstraße aus nach Auschwitz deportiert worden
- Und eben die Juden aus Blankenese, von denen die Ausstellung handelt.

Was hier wirklich passiert ist, das lässt sich an Einzelschicksalen besser verständlich machen als über Zahlen und Statistiken. Und dieses Schicksal hat in den Jahren des Holocaust sein unvorstellbar grauenhaftes Ende gefunden, aber es hat ja viel früher begonnen! Die Geschichte der Juden in Hamburg, auch in den Stadtteilen, die erst später dazu kamen, ist ungewöhnlich gut und sachkundig erforscht. Judaica sind längst ein wichtiger Bestandteil der Hamburgensien geworden. Geforscht wird auch

weiterhin, und wir sollten all denen danken, die sich dieser Aufgabe stellen, heute stellvertretend Herrn Dr. Martin Schmidt. Wer nur mag, kann sich mit dieser Geschichte auch im Einzelnen auseinandersetzen. Wir können also wissen.

Es gibt aber noch zwei wichtige Aspekte, die Ihnen beim Besuch der Ausstellung ins Auge springen werden.

Der eine ist das Wegsehen der vielen anderen. Wie ist das, wenn der Nachbar auf einmal nicht mehr grüßt, wenn man im lieb gewordenen Verein zur „unerwünschten Person“ erklärt wird, wenn man seinen Beruf nicht mehr ausüben kann, wenn die Kinder erst vom Spielplatz und dann aus der Schule gejagt werden, wenn sich das persönliche Umfeld innerhalb kurzer Zeit zur völligen Unkenntlichkeit verändert? Ich lade jeden von Ihnen ein, sich nur einmal in Ruhe vorzustellen, das Gleiche würde Ihnen passieren. Das Leiden der Juden hat Jahre vor dem eigentlichen Holocaust eingesetzt, mit dem wir uns in der nächsten Woche am 27. Januar wieder schmerzlich auseinandersetzen.

Lassen sie mich an Dinge erinnern, die nicht im allgemeinen Bewusstsein sind, zu dieser Leidensgeschichte aber dazu gehören:

- Zum 1. April 1933 bereits ergeht ein Boykottaufruf gegen jüdische Geschäfte, auch hier in Hamburg. Und obwohl diesem Aufruf kein durchschlagender Erfolg beschieden war, viele, allzu viele haben mitgemacht.
- Nur sechs Tage später wird damit begonnen, Juden systematisch aus dem Staatsdienst und ab September dann auch aus dem Kulturleben zu entfernen.
- Im November 1935 wird es jüdischen Kindern untersagt, die gleichen Sportplätze, Schwimmbäder und Umkleidekabinen wie ihre nichtjüdischen Altersgenossen zu benutzen

Diese schrittweise Erniedrigung, Ausgrenzung und Entrechtung auch der Hamburger Juden wird in der Ausstellung bedrückend dargelegt. Der andere Aspekt ist der der systematischen Zer-

störung der wirtschaftlichen Existenz mit nachfolgender Ausplünderung. Nie zuvor haben sich Sozialneid und Habgier so ungehemmt austoben können wie in den Jahren zwischen 1933 und 1939. Was hier an selbstkritischer Aufarbeitung notwendig war, dem hat sich unsere Handelskammer für ihren Bereich mit nachdrücklichem und anerkennenswertem Bemühen gestellt. Und deshalb ist es besonders wichtig, dass die Ausstellung hier gezeigt wird.

Und brutal war sie, diese Ausplünderung ! Ich will auch hier nur ein Beispiel aus unserer Stadt geben – Albert Aronson.

Im Sommer 1938 gehörten ihm noch eine Schokoladenfabrik, eine Importfirma für Zigaretten sowie mehrere hochwertige Grundstücke. Mit einem Gesamtvermögen von rund 4 Millionen Mark zählte er durchaus zu den wohlhabenden Geschäftsleuten der Stadt. Sechs Wochen später ist er nach London emigriert. Da war sein Vermögen auf 66.000 Mark geschrumpft. Und das kam so:

Wer überhaupt auswandern wollte, musste über einige flüssige Mittel verfügen, um die damit verbundenen Zwangslasten tragen zu können. Aronson nimmt also beim Bankhaus Warburg einen Kredit in Höhe von 800.000 Mark auf. Um diesen Kredit tilgen und die Auswanderungslasten tragen zu können, muss er seine Grundstücke zu einem Schleuderpreis verkaufen, während seine Firmen „arisiert“ werden.

Von diesem Kredit darf Aronson 66.000 Mark oder 5.413 Pfund Sterling nach London transferieren. Der Rest fließt als „Abschlagszahlung“ an die Deutsche Golddiskontbank. Und jetzt wird ihm die Rechnung präsentiert: Aronson muss 613.713 Mark „Reichsfluchtsteuer“ und 245.410 Mark „Judenvermögensabgabe“ bezahlen. Außerdem zahlt er 100.000 Mark an einen geheimen Verfügungsfonds des Hamburger „Gauleiters“ Kaufmann, um die Freigabe seines Passes zu erreichen.

Mit anderen Worten : Allein aus Albert Aronson haben die Nazis rund eine Million Mark herausgepresst, nur damit er sein Leben retten konnte. Und wenn ich schon den unseligen Karl Kaufmann erwähne, dann wird das Thema Habgier an ihm besonders deutlich. So hat er 1937 kurzerhand den gesamten Du-

venstedter Brook zum Naturschutzgebiet erklärt, auf Kosten der Stadt mit einem 11 Kilometer langen Wildgatter umgeben sowie mit Rot- und Damwild bestücken lassen, nur um es dann für einen lächerlichen Preis selber zu pachten.

Ist das alles trivial? Nein, denn es zeigt, dass auch das Alltagsleben der Nazibonzen anders war, als man uns gelegentlich im Fernsehen glauben machen will. Übrigens: dieser Karl Kaufmann, ohne nennenswert belangt oder behelligt worden zu sein, ist 1969 friedlich in seiner Wohnung am Harvestehuder Weg 10 gestorben.

Die Ausstellung, wegen derer wir heute zusammengekommen sind, kann sich nicht mit den komplexen Problemen der Nazizeit und des Holocaust auseinandersetzen. Sie macht sie aber über Einzelschicksale ungewöhnlich deutlich. Ein derartiger Blick auf die Geschichte ist nicht nur legitim, er ist geradezu notwendig. Er kann und muss den Blick auf Zahlen und Fakten ergänzen.

Nun werde ich häufig gefragt, warum diese Zeit denn immer wieder diskutiert wird. „Einmal muss doch auch mal Schluss sein“, so lautet der dazu gehörende Vorwurf. Und wenn ich dann zurückfrage: „Ja, womit denn?“, dann kommt der Hinweis: „Na ja, sie wissen schon...“

Das ist eine merkwürdige und heuchlerische Frage. Meistens kommt sie von den gleichen Leuten, die sich unter dem Deckmantel der geschichtlichen Aufklärung an Rühr- und Schauer geschichten aus dem üblen Dunstkreis der Nazis überhaupt nicht satt sehen können. Ich frage deshalb zurück: „Schluss sein womit?“

Nein – es muss weiterhin erinnert werden, nicht nur am 27. Januar. Es muss an die Opfer und ihre Schicksale erinnert werden, und nicht nur an die Täter, ihre Gutshöfe und Villen, ihre Schäferhunde, schönen Frauen und verbrecherischen Pläne.

Nun ist denjenigen zuzustimmen, die darauf hinweisen, dass die deutsche Geschichte nicht nur aus der Nazi- und der Nachkriegszeit besteht. Das ist richtig! Und deshalb darf auch nicht in Vergessenheit geraten, dass der deutsche Antisemitismus

nicht durch Hitler in die Welt gekommen ist, sondern in vielen seiner wesentlichen Merkmale bereits Ende des 19. Jahrhunderts voll ausgebildet war. Vor 1933 sei alles in Ordnung gewesen? Nein – wenn wir nur ein wenig tiefer graben, wenn wir uns nicht mit schönen Geschichtchen aus der Welt des Adels oder der Salons begnügen, dann kommen wir zu ganz anderen Schlussfolgerungen.

Der Erfinder des Begriffs „Antisemitismus“ Wilhelm Marr hat im 19. Jahrhundert in der unserer Bürgerschaft gesessen. Der „Antisemitische Wahlverein“ in Hamburg hat bereits 1890 zum Boykott jüdischer Geschäfte aufgerufen. Und auf einem Wahlplakat der Deutschnationalen Volkspartei, Sektion Hamburg, ist schon 1924 zu lesen: „Los von jüdisch-sozialistischer Fron!“ Im Hintergrund grüßt das Bismarckdenkmal. Der konnte sich gegen einen derartigen Missbrauch seiner Person nicht mehr wehren.

Letztendlich stellt sich also für uns immer wieder und bis heute die Frage, auf wessen Seite wir stehen. Das macht für mich geschichtliche Verantwortung aus, der wir nicht entrinnen können. Man kann mit der Geschichte, insbesondere der des eigenen Volkes, keinen Frieden machen. Es ist schon schwer genug, aus ihr zu lernen.

Sie, meine Damen und Herren, bitte ich um Verständnis dafür, dass ich den gewohnten Rahmen eines gepflegten Grußworts verlassen habe. Ich habe es getan, weil mich einiges gerade heute wieder ärgert und aufregt. Und ich habe es getan, um auf meine Weise die Trommel für eine Ausstellung zu rühren, die viele interessierte und nachdenkliche Besucher verdient hat.

Für Ihre Aufmerksamkeit darf ich mich aufrichtig bedanken.